Blätter für Scherz und Ernst.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

№ 28. Mittwoch den 7. April. 1841.

Karl der Große, der Deutsche — und Frankreich.

(Von E.....)

Was schwatzt denn doch der Herr voisin
Vom Français Charlemagne?
War Karl denn je contemporain
Vom Lande de Cocagne?

La France die war gar noch nicht,
Als Karl uns ward geboren:
Wie hast du nun, du armer Wicht,
Ihn zum Français erkoren?!

Du selbst warst ja ein Deutscher noch,
Begannest kaum zu hudeln
Die kräft'ge Muttersprach', *) in's Joch
Sie zwängend, zu besudeln.

Nicht deine Bastard-Sprach' klang
Von Karls des Großen Lippen:
Nein! Seine Rede, Sein Gesang
War deutsch, nicht welsches Pippen!

Der Monat' deutsche Namen, ha,
Erfand Er, und daneben
Hat deutsch zuerst grammatica
Verfaßt Er und gegeben!

Wie kannst du nun, mon bon parrain,
Dennoch so albern träumen?
Siehst du denn nicht, mein Herr voisin,
Den Wald vor lauter Bäumen?

Salbadre doch nicht immerfort:
„Charles, le Roi de France,
Hielt nebenbei die deutsche Hord'
In Seiner dépendance!"

Erst steht der Stamm, dann wächst der Zweig:
So wuchs dein Land als Ranken
Am römisch-deutschen heil'gen Reich;
Zugab' war's Land der Franken!

Karl brachte es als Zugab' dies
Zur römisch-deutschen Krone,
Wie 's Ihm der Vater hinterließ
Dem deutschen Heldensohne!

Dem deutschen, sag' ich, denn fürwahr,
La France war noch Franken,
Noch nicht entdeutsch, noch ganz und gar
Vom deutschen Stamm ein Ranken.

Und schon begraben war der Held,
Eh' ihr bekamt den schalen
Einfall, la France, eure Welt,
Zu danken Karl dem Kahlen.

*) Daß damals wohl das Deutsche deutsch war, das sogenannte Französische aber fast noch keinen Gedanken Französisch enthielt, sondern nur ein welsch barbarisirtes Latein, also erst eine Nachäffung war, beweist der Eid, den später (842) Karls des Großen Söhne, Ludwig (der Deutsche) und Karl (der Kahle) sich wechselseitig schworen, als sie bei Straßburg gegen ihren Bruder Lothar sich vereinigten. Hier der Text:

„In Godes minna, ind durh tes christianes folches „ind unser bedhero gehaltnissi, fon thesemo dage fram„mordes so fram so mir God gewizei indi maht furgibit, „so halt ih tesan minan bruoder Luodwig, soso man mit „rethu sinan bruoder scal, intin thaz er mig sosoma duo, „indi mit Lutherem inni theinni thing me gegango, zhe „minate willon imo ce scadhen werhen."

„Pro Deu amur et pro christian poble et nostro „commun salvament dist di en avant, in quant Deus savir „et prodir me dunat, si salvarai io cist meon fradre „Karlo et in adjuda er in cadhuna cosa, si cum om per „dreit son fradre salvar dist in o quid il mi altresi facet, „et ab Ludher nul plait nunquam prindrai, qui meon vol „cist meon fradre Karle in demno sit."

Beides heißt:

„Aus Liebe gegen Gott und wegen des christlichen Volkes „und unserer beiderseitigen Erhaltung von diesem Tage an und „fernerhin, so lange mir Gott Wissen und Macht verleiht, so „halte ich aufrecht diesen meinen Bruder — Ludwig, Karl — „und will ihm zu Hülfe seyn in jeder Sache, so wie ein Mensch „mit Recht seinem Bruder (helfen) soll, und damit er mir eben „so thue; und mit Lothar will ich keinen Vergleich eingehen, der „mit meinem Willen ihm (meinem Bruder) zum Schaden wäre."

Die Meisterstochter.

(Novelle von Robert Bürkner.)

(Fortsetzung.)

In dem Hause des Meisters Freudenberg ging es, seitdem Emma es verlassen hatte, sehr traurig zu. Der Alte war von Kummer niedergebeugt, und es mochte wohl der Zweifel an der Richtigkeit seiner Handlungsweise Schuld seyn, daß dieser Kummer, anstatt ihn, wie dies sonst zu geschehen pflegt, milder zu stimmen, ihn nur noch reizbarer und verdrießlicher machte. Dabei hatte nun der arme Joseph am meisten zu leiden, dem der Gram um Emma's Verlust fast das Herz abdrückte. Und was das Schlimmste war, er durfte nicht blos kein Wort über seinen Schmerz verrathen, er sollte nicht einmal eine betrübte Miene zeigen.

„Eine so leichtfertige Dirne ist nicht werth, daß ein rechtschaffener Mann sich ihretwegen betrübt," sagte der Meister. „Ich will keine traurigen Gesichter um mich sehen, deren Betrübniß am Ende gar noch ein Vorwurf für mich seyn soll."

Joseph wagte dann nichts zu antworten, und die beiden Männer fanden sich manchmal Tage lang bei der Arbeit zusammen, ohne ein Wort zu wechseln. So war einige Zeit vergangen, als der Meister eines Morgens zu dem Gesellen trat und sprach: „Höre, Joseph! Ich hatte mir vorgenommen, Dich zu meinem Schwiegersohne zu machen; das ist nun nicht mehr möglich, doch sollst Du Dich überzeugen, daß ich demohngeachtet väterlich für Dich sorge."

Joseph schaute hoch auf. Das Wesen des Alten hatte etwas so seltsam Feierliches, und seine Mienen hatten jenen gespannten Ausdruck, welchen sie immer anzunehmen pflegten, wenn er eine Absicht durchsetzen wollte, wobei er sich auf einigen Widerstand gefaßt hielt.

„Meister," sagte Joseph ruhig, „Meister, ich werde es nie an dem schuldigen Gehorsam ermangeln lassen."

„Ich weiß es," fuhr Jener fort. „So höre denn:

Du kennst unseres Nachbars Tochter, ein braves, anständiges Mädchen, welches ihrem künftigen Manne einen hübschen Brautschatz mitbringt."

„Ich kenne sie."

„Ich habe bei ihrem Vater um sie angehalten."

„Sie wollen wieder heirathen, Meister?"

„Dummes Zeug! Du sollst sie heirathen. Der Vater hat eingewilligt, in Rücksicht auf mich und weil ich ihm sagte, daß ich Dich wie meinen leiblichen Sohn angesehen wissen wollte."

„Meister, ich werde sie nicht heirathen."

„Nicht? Du willst nicht?" fuhr Freudenberg heftig auf. „Du willst eine so glänzende Partie ausschlagen, wie sie Dir niemals in Deinem Leben wieder geboten wird? Warum nicht?"

„Weil — nun weil Emma mein Herz besitzt."

Joseph machte sich, als er dies sprach, darauf gefaßt, den Alten in die heftigste Wuth ausbrechen zu sehen; aber im Gegentheil. Er war so erschüttert, daß er sich einen Schemel herbeiziehen mußte, auf welchen er sich kraftlos niederfallen ließ. Der gewaltsam unterdrückte Schmerz wegen Emma's Verlust erwachte auf einmal mit so unwiderstehlicher Heftigkeit, und Thränen rollten über die gefurchten Wangen des alten Mannes.

Es war ergreifend, diesen Mann weinen zu sehen, der sich in allen Verhältnissen immer so stark und entschieden zu zeigen gewußt hatte, und jetzt so völlig haltungslos sich einem tiefen Schmerz hingab.

„Das unglückliche Kind!" sagte er nach einer Pause. „Ich habe sie so sehr geliebt, und sie bringt mich vor der Zeit unter die Erde. Doch nichts mehr von ihr," setzte er festeren Tones, und sich aufraffend hinzu. „Nichts mehr von ihr. Du mußt Dir den Gedanken an sie aus dem Kopfe schlagen; Du mußt durch Liebe und Gehorsam ihre Stelle bei mir ersetzen — und das wirst Du. Nicht wahr, mein Sohn?"

Joseph war durch die Worte, welche der Alte in ungewohnter Rührung und Milde sprach, verwirrt, aber er faßte sich doch bald. Seine einfache, treuherzige Natur löste bald den Kampf zweier Pflichten, und ohne daß er sich Gründe für seine Handlungsweise anzugeben wußte, sagte ihm doch der Instinkt seines Herzens, was er zu thun habe.

„Vater," wiederholte er schüchtern, doch entschlossen genug: „Vater, ich habe Emma einmal mein Herz geschenkt, und was auch über mich ergehen mag, ich kann und will es nicht mehr zurücknehmen."

„Joseph, Joseph, willst Du mich denn auch betrüben? Ist denn alle Welt feindlich gegen mich?"

„Vater, wir wollen ruhig mit einander fortleben, uns gegenseitig trösten, und auf unsers Herzens Wünsche verzichten."

„Nein, nein! Du mußt mir meinen Willen thun. Ich will nicht umsonst gelebt haben, ich will nicht jetzt im Alter so allein und verlassen dastehen, wie ein Geächteter. Gilt denn mein Wille nichts mehr? weil dieses gottlose Kind mir ungehorsam war, soll denn Widerspenstigkeit gegen mich immer erlaubt seyn? Ich sage Dir, Joseph, Du wirst die Nachbarin heirathen!"

„Nimmermehr!"

Dieser entschiedene Widerstand brachte den Alten um alle Fassung. Der Zorn röthete sein Gesicht, die Augen sprühten Feuer, als er ausrief: „Nun so packe auch Du Dich aus meinem Hause. Ich will mich auf dessen Schwelle setzen, und der erste Bettler, welcher vorübergeht, soll mein Kind seyn. Fort von mir! Und schließe das Haus hinter Dir zu, Undankbarer, der einen sterbenden Greis in seinem letzten Augenblick verläßt! Mußte ich so alt werden, um erst jetzt die Schändlichkeit der Welt kennen zu lernen."

Joseph versuchte es vergeblich, den Alten zu begütigen, er ließ ihn nicht zu Worte kommen, und Jener sah sich daher genöthigt, ihn zu verlassen. Er schlich betrübt auf seine Kammer, um sein Bündel zu schnüren.

* * *

„Es ist abscheulich von Ihnen, Vetter," sagte Theodor zu Hrn. v. Bock, „daß Sie den Geheimnißvollen spielen. Gewiß ist Ihnen Juliens Aufenthalt bekannt, denn mit Ihnen zugleich ist sie verschwunden. Was liegt für ein Geheimniß hinter dieser unvermutheten Abreise verborgen, was machen Sie in dieser Stadt, wo nur ein Zufall mir Ihre Spur entdeckte?"

„Was ich hier mache?" sagte ausweichend der Oheim. „Ei Du weißt ja, daß mein lieber Neffe Heinrich hier in glücklicher Liebe befangen schmachtet, und wie ein süßer Täuber mit seinem Täubchen girrt. Ich will mein altes vertrocknetes Herz an so frischen Liebesgluthen wärmen, was mir in der Atmosphäre, worin ich bisher lebte, nicht gelingen wollte. Alle meine Lehren bei Dir waren ja fruchtlos."

„Gut, daß Sie mich selbst an Julien erinnern. Welch' ein Weib! ich weiß nicht, ob ich sie hassen oder bewundern soll. Sie ist so kalt, und doch wollte ich mein Leben darauf verwetten, daß sie Gefühl habe. Aber sagen Sie mir doch, wo ich sie finden kann!"

„Ich weiß es nicht."

„O Sie wollen es nur nicht sagen."

„Nun, und wenn ich es nicht will, vielleicht nicht darf, wirst Du mich zwingen? Suche sie! Ist die Liebe von der echten Art, jene geheime, unbegreifliche Sympathie, von der die Dichter faseln, so wirst Du sie schon finden."

„Gewiß, das werde ich; und sollte ich sie am Ende der Welt aufsuchen."

„Schön, mein Söhnchen; das ist gesprochen, wie es einem irrenden Ritter ziemt. Ich aber will nun das verliebte Taubenpaar in seinem Neste aufsuchen. Kommst Du mit?"

„Nein, nein! Ich will Heinrich nicht mehr sehen, ich hasse ihn!"

Der Oheim lachte und entfernte sich, indem er vor sich hinmurmelte: „Verrathen darf ich sie nicht; ich habe mein Wort gegeben; aber auf die Spur habe ich ihm doch geholfen, und es wäre ein Hauptspaß, wenn er sie fände und einige Verwicklung in dies alberne Drama brächte."

Als er fort war, rief Theodor stürmisch nach seinem Diener, welchen er mit Fragen überhäufte.

„Gnädiger Herr," antwortete dieser, „so viel Mühe ich mir gegeben habe, den Aufenthalt des gnädigen Fräuleins zu entdecken, es ist Alles vergeblich. Und doch hat mir das Kammermädchen derselben vertraut, daß man hierher zu reisen beabsichtigt. Sie müssen in einem Privatquartier abgestiegen seyn."

„Nun, wenigstens wissen wir, wo der Oheim wohnt;" rief Theodor. „Verfolge ihn auf Schritt und Tritt und gib mir sogleich Nachricht. Ich muß sie finden." Der Diener entfernte sich und Theodor ging mit lebhaften Schritten auf und ab. Endlich blieb er stehen und sagte: „Sie ist mir ein Räthsel. Von Heinrichs Untreue überzeugt, gibt sie meinen Anträgen dennoch kein Gehör. Liebt sie ihn denn so sehr, daß sie selbst dem Treulosen Treue bewahren will? Aber wie paßt das zu ihrem klaren Verstande? Hofft sie noch, ihn zu sich zurückzuführen? Warum willigt denn sein Vater in diese abenteuerliche Verbindung mit einem einfältigen Bürgermädchen? Warum überläßt man ihn sich selbst? Und ich Thor, warum bemühe ich mich um das Geschenk ihrer Hand, welches ein Anderer verschmäht, und sie mir verweigert? Thorheit, Thorheit!"

* * *

Es konnte nicht ausbleiben, daß seit jenem verhängnißvollen Abend Heinrichs Benehmen gegen Emma ein anderes geworden war. Er war schweigsam, in sich gekehrt, nur körperlich anwesend bei ihr, und ebenso wie er ihre Liebkosungen übersah, ebenso beachtete er den Gram nicht, der allmälig an ihrem Herzen zu nagen anfing. Ueberraschte er sie aber einmal, wenn sie weinte, dann war er rauh gegen sie, und warf ihr Launen vor.

Eben der Entschluß, den er gefaßt hatte, seiner Pflicht gegen sie nachzukommen, machte ihn hart; denn er war sich ja bewußt, daß er ihr große Opfer bringe. Freilich ist das die Liebe nicht mehr, welche dem gelieb-

ten Gegenstande ein Opfer anrechnet! Und was sein störrisches Benehmen noch vermehrte, war der Umstand, daß er ohne alle Nachricht von seiner Unbekannten blieb. Gewiß hatte sie von seinem Verhältniß mit Emma Nachricht erhalten und ihn aufgegeben! Er ließ es diese also entgelten.

Emma litt unendlich, aber obwohl ihr feines Gefühl ihr sagte, daß sein Herz sich von ihr abgewandt habe, hatte sie doch tausend Gründe, sich dies selbst auszureden, Gründe, welche in ihrem Stolze kräftige Unterstützung fanden. Sie wollte sich nicht getäuscht, keinen übereilten Schritt gethan, sie wollte nichts zu bereuen haben. Auch hätte Heinrich nicht der Mann seyn müssen, welcher er wirklich war, wenn nicht Augenblicke gekommen wären, wo er sich seiner ganzen ehemaligen Zärtlichkeit überließ. An solchen Momenten richtete sich dann das Herz des Mädchens wieder auf.

Aber diese Momente wurden immer seltener, und so treffen wir denn das Pärchen in gänzlicher Verstimmung bei einander. Emma saß an dem prächtigen Flügel, welchen ihr Heinrich geschenkt hatte, und mühte sich vergeblich ab, einen Lanner'schen Walzer zu spielen. Takt und Melodie waren nicht wieder zu erkennen und ihr selbst schien es, als würden ihre niedlichen Finger immer steifer und ungelenker. Sie brach plötzlich ab, und während sie die eine Hand unbeweglich auf den Tasten ruhen ließ, benutzte sie die andere, um das vor Wehmuth und Aerger glühende Gesicht hinein zu verbergen. Heinrich saß theilnahmlos am Schreibtisch und korrigirte ihre französischen Uebungshefte, indem er die hundertmal verbesserten Fehler zu seinem Aerger immer wiederkehren sah und nun, nach Schulmeister-Art, mit dicken Linien unterstrich. Plötzlich öffnete sich die Thür und mit freundlich grinsendem Gesicht trat Herr v. Bock herein.

„Herr von Bock!" rief Heinrich, bei seinem Anblick erröthend und hastig aufspringend.

„Mit Leib und Seele," erwiederte dieser. „Ich konnte die Sehnsucht, Dich und Dein liebes Bräutchen zu sehen, nicht länger beherrschen, und da bin ich, meine theure Nichte," fuhr er fort, indem er zu Emma trat und ihre Hand ergriff; „ich bin glücklich, Sie kennen zu lernen."

Er wollte ihre Hand an seinen Mund drücken, aber Emma, an diese Höflichkeit von einem alten Manne nicht gewöhnt, zog sie verlegen zurück und verbarg sie unter ihrem Schürzchen. Der Oheim lächelte boshaft und Heinrich biß sich auf die Lippen.

„Wie gemüthlich es bei Euch ist, Kinder!" fuhr Jener fort, indem er in der Stube umhertrippelte, jeden Gegenstand mit schärfster Aufmerksamkeit untersuchend. „Aber sieh da, was ist das? Hast Du denn kleine Kinder zu unterrichten, Heinrich?" Er wies bei diesen Worten auf Emma's Schreibereien, welche er durchflog. Heinrich riß sie ihm schnell aus der Hand und sagte ärgerlich: „Ja, ja! Ein kleiner Zeitvertreib! Emma hat einen Neffen, welchen ich unterrichte."

„Wie schön, obwohl kein Kompliment für die Braut, daß Dir die Liebe Besonnenheit genug läßt, um so viele Sprachfehler zu korrigiren. Aber liebe Nichte, gewiß habe ich Sie im Musiziren gestört; bitte, fahren Sie fort. Ich liebe Musik, und Du weißt, Heinrich, Julie hat mich damit verwöhnt, wie sie alle Welt durch dieses Talent bezaubert."

Wider Willen machte sich Heinrich durch einen Seufzer Luft und Emma, diesen Seufzer wohl bemerkend, der ihr durch die Seele schnitt, senkte tief erglühend vor Schmerz und Beschämung das Köpfchen.

Der Vetter war an den Flügel getreten und musterte die dort aufgeschlagenen Notenbücher.

„Sieh, sieh!" sagte er, „die Lanner'schen Walzer! Ei, dann darf ich gewiß nicht lange bitten. So etwas tanzen die Damen zwar lieber, als sie es spielen, aber wenn man das Erstere gerade nicht haben kann, amusirt doch das Letztere. Bitte, liebe schöne Nichte, machen Sie mir das Vergnügen."

Er schob ihr die Noten vor die Augen und führte ihre Händchen zu den Tasten: doch sie stieß ihn heftig zurück und rief: „Ich will nicht, ich kann nicht."

Heinrich trat zu ihr und sagte halb begütigend und halb entschuldigend: „Mache doch dem Vetter die Freude, liebe Emma. Du bist freilich keine Meisterin, aber Du spielst ja vor Freunden, nicht vor hämischen Kunstrichtern."

Obwohl er am besten Emma's geringe Fertigkeit kannte, bedachte er doch, daß sie durch ihre entschiedene Weigerung ungezogen erscheinen würde, und ließ daher, in der Hoffnung, des Vetters Aufmerksamkeit anderweitig zu zerstreuen, nicht ab, bis Emma sich endlich bereit zeigte, mit ihren niedlichen, kleinen Fingern die berauschenden, ausgelassenen, in sinnlicher Freude taumelnden Töne der Lanner'schen Walzer hervorzuzaubern. Aber ihr Debut gelang ihr über alle Beschreibung schlecht. Vergeblich suchten die Töne einander zu erhaschen und sich zu Melodien zu verbinden, sie stolperten lendenlahm, seufzend und quickend übereinander, oder verstummten wohl gar mißmuthig, wie sehr auch Heinrich sich bemühte, ihnen durch hastiges Taktschlagen nachzuhelfen.

Emma stand Todesangst aus, und je mehr sie fühlte, wie schlecht sie bestand, desto bitterer war ihr das Gefühl, um Heinrichs Launen willen, zum Spott zu werden. Sie sprang plötzlich auf, und eilte laut schluchzend aus dem Zimmer in das anstoßende Gemach.

Heinrich war bestürzt, der Oheim aber sah ihr mit hämischem Lächeln nach und sagte: „Was war das? Warum dieser kühne Schluß, der doch allzusehr überrascht, wenn auch die gewagte Ironie ihres Spiels uns etwas ganz Außergewöhnliches zu Gehör brachte."

„O spotten Sie nicht;" unterbrach ihn der Neffe ärgerlich, „freilich ist Emma keine Virtuosin, aber mit der Zeit kann sie wohl ihren übrigen Vorzügen noch jene sogenannte Bildung hinzufügen, womit man in der Gesellschaft prunkt."

„Nun wir wollen sehen, was ein Lehrer wie Du aus diesem Naturkinde Alles machen wird," setzte der Oheim hinzu. „Uebrigens scheint es mir, wenn Dir nicht eben das Amt des Lehrers über die Maßen gefällt, Du hättest es bequemer gehabt, Dir ein Mädchen auszuwählen, bei welcher Du schon die Resultate der Erziehung zu eigener Freude mit in den Kauf bekommen hättest. Doch ich habe mich nun von dem Glück Deines idyllischen Lebens überzeugt, und scheide, bis auf baldiges Wiedersehen."

Er entfernte sich nach diesen Worten und ließ Heinrich in der ärgerlichsten Stimmung zurück. „Ich werde sie niemals in die Gesellschaft einführen können," sagte er zu sich selbst, „denn Bocks Schilderung, die er nicht versäumen wird, abzugeben, heftet ihr den Makel des Lächerlichen auf, von welchem sie sich nie wieder befreien kann."

Voll Mißvergnügen suchte er das Mädchen auf und fand sie in Thränen schwimmend, während Muhme Ursula vergebens sie zu trösten suchte.

„Aber um Gott, was ist denn geschehen?" sagte Ursula. „Ich kann von dem eigensinnigen Kinde nicht ein Wort herauspressen."

„Nichts," erwiederte Heinrich. „Nichts, als daß mir alle Versuche, alle Mühen, Emma zu bilden, fehlgeschlagen sind. Sie hat sich und mich lächerlich gemacht."

Emma schluchzte heftiger bei diesen Worten und Heinrich fuhr gereizter fort: „Wie ist es möglich, daß man so wenig Geschick haben kann! Was wird die Welt nun zu meiner Wahl sagen? Wie wird man mich verspotten! Wie unglücklich bin ich!"

Jetzt erhob sich Emma mit erzwungener Ruhe, und ihre Züge, welche noch eben den heftigsten Schmerz ausdrückten, zeigten eine strenge Fassung, als sie mit äußerster Kälte zu Heinrich sagte: „Als Du mir Deine Liebe gestandest, forderteſt Du nichts von mir, als deren Erwiederung. Du wußtest, wer ich war, und schwurst, daß gerade diese Unkenntniß alles dessen, was die Welt gesellschaftliche Bildung nennt, und welche Du damals

meine liebenswürdige Natürlichkeit und Ursprünglichkeit tauftest, Dich zu mir gezogen habe. Nicht Du hast Dich also in mir getäuscht, sondern ich in Dir, weil ich glaubte, Du liebtest mich, mich allein, ein einfaches, unbefangenes Mädchen, durch äußern Schein nicht glänzend, aber auch nicht verdorben; weil ich glaubte, Du begehrtest mein Herz und meine Liebe allein. Ich liebte Dich, weil ich mich von Dir geliebt glaubte; jetzt sehe ich, daß Du mich nicht liebst, da Du etwas Anderes von mir begehrst, als ich Dir zu bieten vermag; etwas meinem Wesen Fremdes mir aufdringen willst. Geh! Ich vergebe Dir die Täuschung, wenn sie mich auch elend gemacht hat."

Sie verhüllte hierauf ihr Gesicht, und setzte sich abgewendet in einen Lehnstuhl, auf Alles, was Heinrich ihr auch sagte, keine Sylbe erwiedernd. Verwirrt, über seine eigene Empfindung durchaus im Unklaren nahm er endlich seinen Hut und entfernte sich.

(Schluß folgt.)

Miszellen.

Es geschehen noch Wunder. — Das Folgende wird in einem amerikanischen Blatte als eine wahre Thatsache erzählt: „Als einstmals das Paket-Schiff, der „Coriolanus", von Liverpool nach New-York zurückfuhr, wurde der Schiffs-Zimmermann von einer Krankheit befallen, welche ihn in Kurzem dahinraffte. Er hatte einen interessanten, liebenswürdigen Sohn, welcher ihm in seinem Geschäfte half und ihn mit der innigsten Zärtlichkeit liebte. Des armen Jünglings Herz brach fast über den Verlust seines Vaters und kein Zureden konnte ihn bewegen, sich von dem Leichname seines Vaters zu trennen. Es wurden nun die gewöhnlichen Anstalten zu einer Bestattung zur See gemacht; der arme Zimmermann wurde in ein Sterbetuch eingenäht und mit ihm ein alter Schleifstein, ein Beil und ein Meißel, um ihn so hinabzulassen in den Ocean zu ewiger Ruhe. Der arme Jüngling wurde fast wahnsinnig, als sein Vater in die Tiefe hinabgesenkt werden sollte und mußte von den Matrosen gehalten werden, daß er sich nicht nachstürzte. Endlich aber entwand sich der Jüngling, mit der Stärke eines Rasenden, den Armen der Matrosen und stürzte sich auf den Leichnam in dem Augenblick, als dieser über den Rand des Verdeckes hinabrollte. Es war zu spät, den Sohn zu retten, man vermochte nur noch zu sehen, wie der unglückliche Jüngling, sich in wilder Verzweiflung um den Körper seines Vaters schlingend, rasch untertauchte und für immer in der unergründlichen Tiefe des Oceans verschwand. Dies geschah auf dem 97. Breitengrade und 79. Grade der Länge, wie genau in dem Schiffsjournale aufgezeichnet war. Der „Coriolanus" kam zu New-York an, und segelte, nachdem alle Zurüstungen zur folgenden Fahrt getroffen waren, wieder nach Liverpool zurück. Als das Schiff an dem 69. Breiten- und 48. Längengrade angekommen, wurde ein ungeheurer Haifisch gefangen und es schien, nachdem man ihn auf das Verdeck gezogen, ein außerordentliches Geräusch aus des ungeheuren Thieres Innern hervorzugehen. Man öffnete seinen Bauch und fand darin — o Wunder! den Vater, den Sohn, den Schleifstein, das Beil und den Meißel. Der arme Zimmermann war nicht wirklich gestorben gewesen, sondern nur in einer starken Lethargie, als man ihn eingenäht, und man fand ihn nun beschäftigt, sein Beil zu schleifen, während sein Sohn den Schleifstein drehte, da sie sich Beide so eben entschlossen hatten, sich einen Weg durch den Bauch des Seeungethüms zu eröffnen.

Ein **scher Offizier besuchte auf der Durchreise einen Kameraden, der ihn, um seine Gegenwart zu ehren, auf eine Bowle Punsch einlud. Als der Fremde die Zurüstungen zu diesem Göttertranke sah, glaubte er seinem Wirth bemerken zu müssen, daß diese nicht ein Paar, sondern ein Dutzend tüchtiger Zecher vorauszusetzen schienen, als sie Beide wahrscheinlich wären. Der Wirth suchte ihm seine Meinung zu benehmen, und fügte als Beruhigung hinzu, daß in seiner Kompagnie sich ein Soldat befinde, der schon ganz allein die Bowle bezwingen würde. Als der Gast dieses bezweifelte, wurde eine Wette vorgeschlagen, anderseits angenommen, und um die Wahrheit zu erfahren, der Soldat herbeigerufen. Sepperl, redete ihn sein Hauptmann an, glaubst du den Punsch hier trinken zu können? Der Soldat betrachtete die Bowle von oben bis unten, und begann endlich zögernd: „Erlauben's, Herr Hauptmann, da muß ich mir eine Viertelstunde Bedenkzeit ausbitten." Als diese ihm bewilligt worden, entfernte er sich, kehrte nach Verlauf jener Zeit eilig zurück und meinte, da er sich jetzt bedacht habe, wolle er es wagen. Rasch ging er nun zu Werke, und innerhalb wenigen Minuten war das Gefäß geleert. Als er dies keuchend zu Stande gebracht, fragte ihn sein Befehlshaber: Sag' nur 'mal, Sepperl, wie konntest Du nur so dumm seyn und Dich bedenken? Ja schauen's, Herr Hauptmann, lautete die Antwort, ich war meiner Sache nicht gewiß und habe mir's vorher in Bier probirt.

In Bayonne lebte seit Jahren ein alter blinder Seemann, Namens Bertrand, von Almosen, die er sich sammelte. Ein Beschluß der Behörde hatte das Betteln verboten, was Bertrand veranlaßte unter den Mauern der Stadt seine Wohnung zu nehmen, wo er denn vor einigen Tagen eines kleinen Vergehens wegen in die Hände der Polizei fiel, welche ihn arretiren ließ, um ihn später in ein Bettlerdepot abliefern zu lassen. Bertrand sträubte sich mit aller Gewalt gegen dieses neue Quartier, und versicherte, daß er Mittel genug besitze, seine Existenz fristen zu können. Die Behörde, welche diese Aeußerungen für leeres Geschwätz hielt, forderte den alten Seemann auf, den Beweis zu liefern. Da ihm nichts anderes übrig blieb, so entschloß er sich endlich dazu und führte die Polizei in seine ärmliche Stube, wo man in alten Meubeln und Lumpen 8370 Fr. in allen möglichen Geldsorten, vom Golde bis zum Kupfer, vorfand, welche Summe sofort bei einem Notar deponirt wurde.

Bei einem am 29. v. M. im Conservatoire zu Brüssel gegebenen Konzert sollte die Beethoven'sche Ouvertüre zu Egmont gespielt werden. Ehe dieselbe begann, wendete sich Herr Fetis an's Publikum mit den Worten: „Diese schöne Komposition muß heute für uns ein doppeltes Interesse haben, denn Sie haben nicht vergessen, daß das blutige Drama auf dem Platz des Rathhauses vor sich gegangen ist, das wir hier erblicken, und daß der unglückliche Graf Egmont zur Thür des Hauses, worin wir uns befinden, herausgeschritten ist, um auf's Schaffott zu steigen." Diese Anrede machte einen tiefen Eindruck und begeisterte auch die Musiker zu einer ausgezeichneten Ausführung der Ouvertüre.

Am 17. März d. J. Nachmittags wurden zu Berlin von der Straße zwei Kutschpferde mit einem Arbeitswagen in dem Augenblick entwendet, wo der Kutscher das Fuhrwerk auf kurze Zeit verlassen hatte.

Fanny Elsler macht, wenn es möglich ist, in Havannah noch mehr Furore, als in den Vereinigten Staaten. Nach ihrem Benefiz soll ihr der Ertrag einer Unterzeichnung, zu welcher die reichen Kaufleute je 60 Dublonen beisteuerten, im Betrag von mehr als 120,000 Fl. übergeben werden. An demselben Abend gibt eine Gräfin einen Ball, zu welchem alle Notabilitäten der Kolonie eingeladen sind. Auch Fanny wird erscheinen. Zu diesem Zwecke wird vom Theater bis zum Hotel der Gräfin eine unterbrochene Reihe von Zelten errichtet, unter welchen die gefeierte Tänzerin bei Fackellicht auf den Ball geleitet wird.